

Welterleben im ältesten China

Zu einer Arbeit von Carl Hentze / Von Hans Gerhard Evers

Der in Darmstadt lebende, 84 Jahre alte Carl Hentze, von dem die Darmstädter Kunsthalle am Steubenplatz z. Z. die Ausstellung „Das Werk des Gelehrten und Künstler“ zeigt, hat im Musterschmidt-Verlag, Göttingen, in der Reihe „Sternstunden der Archäologie“ eine neue Arbeit veröffentlicht: „Funde in Alt-China. Das Welterleben im ältesten China.“

*

China ist das größte Reich der Erde, die am längsten bestehende Hochkultur. Kein Wunder also, daß die chinesischen Schriftgelehrten, als sie vor etwa tausend Jahren die Geschichte Chinas zusammenstellten, der Meinung waren, China habe immer bestanden, und es sei aus sich selber entstanden. Die Größe Chinas erschwert es, damals wie heute, die Ursprünge richtig zu sehen.

Unsere abendländische Kultur ist längst nicht so alt. Wir nehmen die antiken Kulturen hinzu, als wären sie wir-selber, ja, wir verlängern die Antike noch um die vorausgehenden vorderasiatischen Hochkulturen. Dann erst gewinnen wir ausreichenden Abstand und Überblick, um über China nachdenken zu können.

Ein Buch mit dem Titel „Funde in Alt-China“ bedeutet einen Blick aus dem Abendland auf China, nicht umgekehrt. Es ist nach dem Bericht von Carl Hentze keine Frage, daß die Archäologie, die wissenschaftliche Grabung, bei uns hundert Jahre älter ist, daß sie erst spät, vor 43 Jahren, in China Eingang gefunden hat. Vorher gab es nur zufällige Funde. Es ist deshalb schwer, sich über das bisher Erforschte eine „gerechte“ Vorstellung zu bilden. Was an zusammenhängenden Funden bisher vorliegt, reicht kaum weiter zurück als die 18. ägyptische Dynastie, und die letzten von Hentze behandelten Funde sind zeitgleich mit dem Hellenismus, später als Alexander der Große. Aber China war nie so begrenzt, so übersichtlich wie das kleine Ägypten, das winzige Kreta, das kleine Hellas. Daß in den ungeheuren Ausdehnungen der chinesischen Ströme immer Menschen gesiedelt haben, jenseits aller Hochkulturen, immer Hominiden, seit dem Homo Pekinensis schon, ist ja bekannt. Man durfte nur nicht erwarten, daß es von Anfang an eine einheitliche Rasse und Bevölkerung gewesen sei. Vielmehr waren es verschiedensten Völker und Sprachen; jetzt aber, im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, wuchsen sie zusammen, zum ersten Male und endgültig — das eben wäre die Geschichte des „ältesten“ China.

Es könnte sich ein Gefühl der Ratlosigkeit gegenüber dem allzu großen Stoffe einstellen. Carl Hentze kann sich als einer der ganz wenigen Forscher fühlen, die Schritt gehalten haben mit den Veröffentlichungen, nicht nur den europäischen, russischen und amerikanischen, sondern auch den chinesischen und japanischen. Er hat mehrmals allein ganze China-Institute geschaffen, das vorletzte vor fünfzehn Jahren nach München an die Staatsbibliothek übergeben, das gegenwärtig in seinem Darmstädter Heim aufgebaut. Trotzdem ist es auch ihm unmöglich, in einem begrenzten Buch mehr anzugeben, als daß jetzt an vielen Stellen, in unzähligen Bestattungen gegraben worden ist, daß die Funde in die Sammlungen der ganzen Welt verstreut sind. Man muß auch gleichzeitig einsehen, daß der Erhaltungszustand im Ganzen schlecht ist, gar nicht zu vergleichen mit den märchenhaften Umständen der trockenen ägyptischen Gräber. Die chinesische Kultur war hauptsächlich in Holz gemacht, und das Holz ist im nassen Lössboden zerfallen.

Trotzdem: es bleibt immer als Mittelpunkt der Funde die Fürstenstadt Anyang, und es bleibt immer, als eigentliches chinesisches Kultobjekt des frühen Jahrtausend: die Graburne aus Bronze. Auf diese höchste Leistung hat Hentze sein Buch konzentriert, mit etwa zwei Dritteln der Abbildungen, und hat nicht eine Aufzählung von Fundumständen, sondern eine Einführung zum Verständnis geschrieben.

Es dient schon dem Verständnis, wenn man sich klar macht, daß die Chinesen das härte-

ste Material, eben die Bronze, nicht zuerst bei praktischen Verwendbarkeiten eingesetzt haben, bei Pfählen oder bei Waffen, sondern zuerst bei ihrer Unvergänglichkeit, bei ihrem Ahnenkult. Diese Grabgefäße, in der Form von Häusern, tragen den symbolischen Schmuck, den Hentze entziffert hat. Und „warum hat man die kosmologischen Bildzusammenstellungen für Bestattungszwecke vorgesehen? Es wäre naheliegend zu sagen, daß die Symbolik eines Kreislaufs im Kosmos, einer ewigen Wiederkehr, eines Kommens und Gehens aller Dinge, aller Erscheinungen, daß die Symbolik vom Tod und der Erneuerung ohne Unterlaß, die des zyklischen Gedankens, daß das alles der Seelenreise zugute kommt und ihr gleichzusetzen ist. Die Seele wandert, die Sternbilder wandern, der Mond verschwindet, wächst, kommt wieder. Alles bleibt sinnvolle Bewegung und Zyklus in einer fertigen, endgültig festgelegten Welt“.

Wie kann man solche auseinanderstrebende Welten zusammendenken, den Makrokosmos und den Mikrokosmos? Welche Sprache schafft das, welcher bildliche Ausdruck? Es scheint so, als hätten die Menschen damals sich eine Mittelbarkeit zurecht gelegt, die von beiden Welten gleich weit abstrahiert war, von den Sternen wie vom Menschenschicksal: eine Sprache, die als Hauptworte die Tiere benutzte. Wie die Mexikaner ihre Kalendertage nach soundsoviel Kaninchen zählten, wie die Leute vom Hasengau Ägyptens die elenden Kibitze an ihre Standarten hefteten, nämlich die Bewohner des Nildeltas, wie die Sprache der Evangelien wechseln kann zwischen „Lamm Gottes“ und „Jesus von Nazareth“, das eine ein Tier, das andere eine historische menschliche Persönlichkeit — so haben offenbar auch die frühen Chinesen ein Denken entwickelt, das tierbegrifflich sich ausdrückte.

Und doch nicht einfach gleich wie die anderen noch mehr in einer Prähistorie befangenen Völker. Das frühe chinesische Jahrtausend war eben doch schon kulturell „spät“, war schon intellektuell. Die Chinesen brachten es fertig, mit diesen Tierbegriffen sozusagen abstrakt, philosophisch zu denken. Wo wir Transzendenz oder Immanenz sagen (und mit diesem Schall- und Rauch an Worten etwas zu denken vermögen), so haben sie offenbar für Geburt Zikade gesagt, oder Salamanderlarve, und für den Tod: Tiger, und konnten dann mit diesen Angaben rechnen und ihre Weltdeutung aufbauen.

Es scheint sogar, daß diese Menschen es gewußt haben, daß sie sich, in ihrem schon aufgeklärten Jahrtausend, altertümlicher Kategorien bedienten. Immer wieder weist Hentze darauf hin: die Mythen sind älter als die Zeit ihrer jeweiligen Fixierung. Schon standen ganz andere Möglichkeiten zur Verfügung. Daher kommt es zu den höchst merkwürdigen Umsprünge in der bildnerischen Gestaltung: wenn die Tigermaske des Verschlingers- und Auswürgers plötzlich, während alles andere Beiwerk ganz bleich bleibt, als rein menschliches Gesicht gezeigt wird. Plötzlich bekennen die Chinesen, daß sie sich die Gottheit auch menschlich vorstellen können — und kehren doch gleich wieder zu ihrer Tier-Sprache zurück.

Hentze hat viel Mühe, das Mißverständnis aufzuklären, wenn man von einem „Tierstil“ oder von einer „geometrischen Kunst“ gesprochen hatte: Weil Menschen zuerst vor den Funden gestanden hatten, die nichts anderes im Kopf hatten als ästhetische Ansichten und naturalistische Erklärungen, die also einen Tiger immer für ein Raubtier hielten, aber nicht für eine Gottheit, die ein Bronzegefäß für einen Weinkrug hielten, aber nicht für ein Haus der Seele, die Winkelformen für Geometrie hielten, aber nicht für Ahnenreihen. Wie ungerecht hatte ihnen alles vorkommen müssen, was da gefunden war! „Es gehört viel Unverstand (moderner Menschen) dazu, Volk und Familie nur als Fronarbeiter für Privilegierte einzustufen.“

Zu schildern, welchen persönlichen Anteil Carl Hentze daran gehabt hat, Schritt für

Schritt diese Denkwelt zu erkennen, und dann in ihrer Großartigkeit vorzustellen, sie gegen den Widerstand der heutigen Gewöhnung zu beweisen, würde viel Zeit brauchen. Auch: wie alles mit seinem eigenen Leben zusammenhängt. Gegenüber den geschichtlichen Jahrtausenden sind vierundachtzig Jahre nicht viel. Aber doch auch nicht wenig, immerhin genug, um alle diese Ausgrabungen erlebt zu haben, von der ersten Nachricht an. Genug, um jede Entzifferung vorgeschlagen, verteidigt, durchgesetzt zu haben. Immerhin genug, um zu zeigen, daß das Wieder-Erstellen eines solchen Kosmos nicht eine einmalige Rezeption ist, sondern ein beharrlicher Vorgang des abendländischen Denkens, ein glücklicher und fruchtbarer Vorgang. Dieser abendländische Geist ist vielseitig, einfallreich, wendig. Nicht die Chinesen entdecken uns, sondern es ist noch immer so, daß wir die Chinesen entdecken, daß die Intensität und Aktivität des Forschens von uns ausgeht.

In dieser Weise ist es ein dem Umfang nach kleines, der Bedeutung nach großes Buch, geschrieben in der Sprache des hohen Alters, die man ebenso geduldig, wie ungeduldig nennen könnte. Von einem ermahnennden, zürnenden, nachsichtigen, resignierenden Schriftkundigen, der vor der Überschätzung der schriftlichen Kunde warnt, und dafür auf die in Bronze gegossenen Bilder hinweist.

Von Geist und

Zu Karl Jaspers

Es ist für uns im Westen heute wichtiger denn je, einen Überblick über jene Werte zu gewinnen, die wir bei den großen Auseinandersetzungen, die uns bevorstehen, aufzuweisen haben. Vielleicht wird man im Lauf einer solchen Überprüfung der geistigen Kräfte der freien Welt zu dem Ergebnis kommen, daß unter den Philosophen, die unsere Position und unsere Möglichkeiten formuliert haben, der jetzt 85 Jahre alte Karl Jaspers an erster Stelle zu nennen ist. Das Denken und Erleben, die Sicht auf Vergangenheit und Gegenwart, die seine „Existenzphilosophie“ uns erschließt, fällt schwer in die Waagschale des Abendlandes und kann von den Konzepten der marxistischen Welt nicht aufgewogen, von ihren Argumenten nicht behelligt werden.

Entgegen mancher verbreiteten Fehlmeinung ist der Entwurf, den Karl Jaspers für den Menschen und das Leben von heute und morgen vorschlägt, voller Selbstbewußtsein und Mut: denn es ist bei ihm die Rede vom Bestehen der „Grenzsituationen“, in die der einzelne immer wieder gestellt wird, von einem klaren „Trotzdem“, das auch angesichts des im Leben eingeschlossenen „Scheiterns“ des einzelnen ausgesprochen werden muß, und zu welchem die Kraft aus dem Ruhen im „Ungreifenden“ geschöpft wird. Jaspers ist bemüht, auf die „Chiffren des Transzendenten“ zu weisen und dem heutigen Menschen, der in einer Zeit der Unruhe lebt, wie es sie seit der ersten Feuerbereitung nicht gegeben hat, jene Sicherheit zu geben, die unserer Erkenntnis zur Verfügung steht. Man legte die Philosophie von Karl Jaspers, gestützt auf manche mißverstandenen Schlagworte vom „Scheitern“, sehr oft auf populäre Weise falsch als eine pessimistische Weltanschauung aus, obwohl sie gerade das Gegenteil dessen ist, nämlich in jenem Sinne „positiv“, der sich mitten in einer Epoche der Katastrophen, in voller Klarheit über die mitgeborene Unvollkommenheit des Lebens, gegen Enttäuschung und seelischen Zusammenbruch geschützt weiß. Die Philosophie von Karl Jaspers ist ohne Illusion, und gerade dies erlaubt ihr, die Sicherheit dessen, was bleibt, so überzeugend zu gewährleisten. Außerdem erklärt Karl Jaspers, bisher sei die „Geschichte ein Aggregat von Lokalgeschichten“ gewesen, und erst jetzt beginne eine Phase, mit deren Möglichkeiten verglichen die verflochtenen Jahrtausende